

BELINDA BAUER

Der Tod so nah



GOLDMANN

Lesen erleben

Belinda Bauer

Der Tod
so nah


Thriller

Aus dem Englischen
von Marie-Luise Bezenberger

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»The Beautiful Dead« bei Bantam Press, an imprint of Transworld
Publishers, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so
übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum
Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2018

Copyright © der Originalausgabe 2016 by Belinda Bauer

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2018

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Bahnhof: Arcangel/Paul Bucknall

Frau: Arcangel/Christie Goodwin

Redaktion: Julie Hübner

em · Herstellung: kw

Satz: omnisatz GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48835-3

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Ich danke der Cardiff Poker Tour
für all den Spaß und das Gratis-Geld ...

Der Tod und das Mädchen

Das Mädchen:

*Vorüber! Ach, vorüber!
Geh wilder Knochenmann!
Ich bin noch jung, geh Lieber!
Und rühre mich nicht an.*

Der Tod:

*Gib deine Hand, du schön und zart Gebild!
Bin Freund, und komme nicht, zu strafen.
Sei gutes Muts! ich bin nicht wild,
Sollst sanft in meinen Armen schlafen!*

Matthias Claudius

Betrachtet die Schönheit, die nur der Tod zu bringen vermag.

Seht das Floß der Medusa, wo die wächsernen Leichen achtlos auf den splittrigen Bohlen liegen, die Fäuste gelöst und die Augen vor dem Grauen der Welt geschlossen. Endlich in Frieden, sind ihre Gesichter heiter, während sich die der unglücklichen Überlebenden im Entsetzen des Schiffbruchs verzerren.

Seht, wie der Tod sein Mädchen holt; das Fleisch fault ihm noch an den Knochen. Seht, wie sie in züchtigem Schrecken den Kopf abwendet – während ihr einer Arm ihn verstohlen umschlingt ...

Seht die beiden Märtyrer in der Arena, als die fauchenden Tiger sie erreichen. Auch sie sind schön. Gefasst – selbst noch, als die erste Klaue ihr Fleisch durchbohrt. Ihre Hände sind in der Gewissheit ineinander verschlungen, dass die Agonie des Daseins vorübergehen wird und dass sie auf der anderen Seite zusammen sein werden ...

Ein großer Künstler weiß, wie er uns klaglos aus diesem Leben hinaus- und ins nächste hineingleiten kann. Die alten Meister haben das getan, mit porzellanweißen und eleganten Händen, mit über blassen Wangen geschlossenen Wimpern – mit stoischen Trauernden und tragischen Helden.

Wer würde nicht so in Erinnerung bleiben wollen? Wer würde keinen Gefallen an einem ewigen Leben in einer Welt finden, die gütiger ist als diese hier? Wer würde nicht so schön sein wollen?

Sei ehrlich, teurer Leser.

Wer würde nicht lieber tot sein wollen?

Teil 1

1. Kapitel

1. Dezember

Layla Martins Schuhe würden sie noch umbringen.

Sie hatte sie am Donnerstag gekauft, obwohl sie ziemlich an den kleinen Zehen gedrückt hatten.

Hundertdreißig Pfund. Ein Viertel ihres Wochengehalts.

Sie hatte sie am Donnerstagabend getragen und dann noch mal am Freitagabend, während sie sich Toast zum Abendessen gemacht hatte. Und sie hatte sie am Samstag angezogen, um zur Arbeit zu gehen, obgleich sie wusste, dass sie wahrscheinlich die Einzige im achten Stock sein würde – möglicherweise sogar im ganzen Gebäude. Sie wollte sie einlaufen, für Montag, da hatte sie nämlich vor, mindestens zwanzigmal an der Glaswand vor dem Büro des neuen Buchhalters vorbeizuschlendern. Weil der einen Sportwagen und einen knackigen Hintern hatte und weil ihre Waden durch die geradezu lachhaft hohen Absätze einfach toll aussahen.

Jetzt jedoch rannte sie auf genau diesen Absätzen.

Und musste davon ausgehen, dass sie um ihr Leben rannte.

Und als das Maschinengewehrknattern ihrer brandneuen hochhackigen Schuhe durch das leere Treppenhaus hallte, ging jeder bewusste Gedanke, zu dem Layla Martin noch

fähig war – angesichts des Entsetzens, von einem Wahnsinnigen verfolgt zu werden –, in dem verzweifelten Wunsch unter, wie üblich in Jeans, Pullover und Turnschuhen zur Arbeit gekommen zu sein.

Denn gerade jetzt, gerade hier könnten ihre Schuhe über Leben und Tod entscheiden ...

Der Mann war auf der anderen Seite des Großraumbüros erschienen. Sie hatte von der ToppFlyte-Akte aufgeblickt und ihn am Fahrstuhl stehen sehen. Vor Verblüffung und Schreck war sie ein bisschen zusammengefahren. Eigentlich ja albern – am helllichten Tag und mitten in London. Aber sie war ganz allein im achten Stock, und das war etwas ganz anderes.

Trotzdem, er sah aus wie ein ganz normaler Mann. Nicht irgendwie komisch. Höchstwahrscheinlich ein Bote – oder jemand, der sich verlaufen hatte.

»Hi«, hatte sie gesagt. »Kann ich Ihnen helfen?«

»Bin Freund«, hatte er gesagt. »Ich bin nicht wild.«

Sie hatte die Stirn gerunzelt. »Wie bitte?«

Als Antwort hatte der ganz normale Mann mit der behandschuhten Hand in seine Jacke gegriffen und ein Messer hervorgezogen.

Layla Martin war noch nie in Gefahr gewesen, doch sie hatte nur eine Sekunde gezögert, ehe sie aufgesprungen war, ihre Tasche gepackt hatte und losgerannt war.

Weil er ihr den Weg zum Fahrstuhl versperrt hatte, war sie auf die Treppe zugestürzt ...

Layla schrie nicht. Der Gedanke, dass der Schrei endlos das Treppenhaus hinauf- und hinunterhallen würde, machte ihr noch mehr Angst – und sie gab sich gerade alle

Mühe, nicht in Panik zu geraten, *nachzudenken*. Sie rannte, so schnell sie es sich in diesen *Schleißschuhen* traute, hielt sich krampfhaft an dem mit schwarzem Plastik überzogenen Geländer fest, für den Fall, dass sie aus dem Tritt kam. Sah mit vor Konzentration hervorquellenden Augen, wie die Stufen unter ihren Füßen verschwammen. Bemühte sich verzweifelt, bloß nicht hinzufallen; ihr langes blondes Haar flog ihr in den Mund, und ihre Tasche knallte gegen ihre Rippen.

Im vierten Stock würde bestimmt jemand sein. Sie war doch mal die halbe Strecke nach oben mit einer Frau im Fahrstuhl gefahren, die sich beschwert hatte, dass sie am Wochenende arbeiten müsse.

Heftig keuchend blieb Layla an dem Absatz im vierten Stock stehen und rang nach Luft. Sie zwang sich, still zu sein, um lauschen zu können.

Sie hörte nichts. Niemanden.

Vielleicht war er ja gar nicht hinter ihr her. Vielleicht hatte er das ja auch nie vorgehabt. Vielleicht hatte er ja gar kein Messer gehabt.

Hatte er aber doch ...

Wieder machte sie sich auf den Weg die Treppe hinunter, ihre Knie fühlten sich an wie Wackelpudding, ihre Zehen brannten.

Sie zog die Notausgangstür mit der riesigen 4 darauf auf und machte einen vorsichtigen Schritt auf den Teppichboden.

»Hallo!«

Die Fahrstuhltür glitt auf. Darin stand der Mann. Ganz ruhig und regungslos und mit dem Messer – es war *doch* ein Messer! – in der Hand neben dem Körper.

Er lächelte.

Layla schrie vor Schock, Furcht und Fassungslosigkeit auf. Holte mit der Tasche aus und schlug nach seinem Kopf, streifte ihn und überschüttete ihn mit Handtaschen-Krimskrams. Sah, wie er zurückfuhr und sich duckte. Dann machte sie kehrt, stürzte zurück ins Treppenhaus und rann-te weiter die Stufen hinunter.

Auf dem nächsten Absatz kickte sie die hochhackigen Schuhe weg und ließ sie liegen.

So war es besser.

Besonders fit war Layla nicht, aber sie war jung und schlank, und ohne die Killerpumps war sie auch schnell. Allmählich fand sie einen Rhythmus. Jetzt berührte sie die Stufen kaum noch, sprang immer fünf oder sechs auf ein-mal auf den nächsten Treppenabsatz hinunter, packte das Geländer, wenn es um die Biegung ging, benutzte es, um mit voller Fahrt um die nicht einsehbaren Betonecken zu schleudern. Irgendwo hinter sich hörte sie eine Tür zuknal-len. Aber das war weit weg.

Er kriegte sie nicht. *Er kriegte sie nicht.* Sie würde es schaf-fen!

Aus dem Schluchzen, das sie halb erstickt hatte, wur-de hysterisches Frohlocken ganz tief in ihrer Kehle. Ihre bestrumpften Füße schlitterten und rutschten, doch das machte sie sich zunutze. Sie hatte es drauf, Baby! Sie hatte alles im Griff.

Laufen springen zufassen herumschleudern ... Laufen sprin-gen zufassen herumschleudern ...

Das Ganze war eine Todeswasserrutsche ohne Wasser, aber dafür mit einer Extraportion Schiss. Aber das war *gut*, weil am Ende nämlich alles gut ausgehen würde.

Manisches Gelächter brodelte in ihrem Innern, als Layla durch die mit einem E gekennzeichnete Tür in die riesige, hell erleuchtete Eingangshalle mit dem blank polierten Fußboden stürzte. Sie schwenkte so schnell in Richtung Ausgang, dass sie ausrutschte und auf ihre rechte Seite knallte, war aber wieder auf den Beinen, bevor sie den Sturz überhaupt registrieren konnte.

Da vorn war die Tür.

Rettung war in Sicht. Mehr als in Sicht.

Sie hatte einen Panoramablick auf ihre Rettung.

Coldharbour war ein neues Gebäude, und die Lobby war eine schmucke, glänzende Halle mit Glaswänden und Marmorboden, in der es noch nach Steinstaub roch und nicht nach Menschen. Die Frontseite bestand vollständig aus Glas – getöntes Rauchglas, von außen undurchsichtig, von innen jedoch konnte Layla sehen, dass es nur dreißig Meter entfernt auf der Oxford Street von Menschen wimmelte, die Weihnachtseinkäufe machten und sich einen Weg durch den schmutzigen Schnee bahnten.

Sie rannte zur Tür und wühlte, die Hand unter ihrem Arm, in ihrer Tasche; ihre Finger verbreiteten Panik unter den bunt zusammengewürfelten Gegenständen darin, grabschten und suchten mit ungewohnter Dringlichkeit.

Die Schlüssel. Die *Schlüssel!*

Am Wochenende mussten sie sich selbst aufschließen, und die Tür musste immer abgeschlossen sein. Irgendwas von wegen Einsparungen bei der Security. Diese geizigen Scheißer. Sie hätte ja gern mal gewusst, wie die nach dieser kleinen Episode darüber dachten, Kosten einzusparen ...

Eine Tür klickte hinter ihr, und sie fuhr herum und sah den Mann in der Tür stehen, die zum Treppenhaus führte.

Er ging nicht auf sie los, er stürzte nicht auf sie zu; er stand einfach nur da und sah zu, wie sie ihm entwichte.

Sie lachte ihm gellend ins Gesicht, wie eine Hexe.

»Du kannst mich mal!«, kreischte sie. »Du *KANNST* mich mal!«

Damit wandte sie sich wieder der Tür zu. Im Geist war sie bereits draußen. War sie bereits in Sicherheit.

Wo waren die *Schlüssel*?

Dann hörte sie sie – das wundervolle vertraute Metallklirren –, und den glorreichen Bruchteil einer Sekunde lang war Layla auf der Oxford Street, in all ihrer matschigen Pracht. Sie trat auf den dicht bevölkerten Gehsteig hinaus, gleich neben die Frau da mit dem blond gefärbten Haar und ihrer Tochter in Gothklamotten. Sie drängte sich an dem jungen Mann mit dem billigen Blumenstrauß vorbei, der der Glasfront den Rücken zukehrte und die Straße hinauf- und hinunterblickte, auf jemand ganz Besonderen wartete. Schon konnte sie spüren, wie die nassen Großstadtschneeflocken auf ihren heißen Wangen schmolzen ...

Und dann wurde ihr klar, dass die Schlüssel *hinter* ihr klirrten.

Eine Hand noch immer in die Tasche gekrampft, drehte Layla sich langsam um.

Der Mann hatte ihre Schlüssel.

Vielleicht hatte er sie ja an den Kopf gekriegt, als sie mit der Tasche nach ihm geschlagen hatte. Vielleicht hatte sie sie auch gar nicht in ihre Handtasche gesteckt, und er hatte sie von ihrem Schreibtisch mitgenommen.

Es war egal, *wieso* er sie hatte.

Er hatte sie.

Und sie nicht.

Jetzt lächelte er halb und warf die Schlüssel abermals ein kleines Stück in die Luft. Mit einem Geräusch, das wie Geld klang, landeten sie auf seiner Handfläche. Von hier aus konnte Layla den Schlüsselanhänger sehen, den ihre Mitbewohnerin Dougie ihr an der Tankstelle in der Old Kent Road gekauft hatte, wo sie immer tankten. Lisa Simpson kuschelte sich zwischen die schwarzen Lederfinger des Mannes mit dem Messer.

Er hatte sie hier herunter getrieben.

Das war Layla jetzt klar. Jetzt, wo es zu spät war.

Er hätte sie im achten Stock umbringen können; er hätte sie im vierten umbringen können. Wahrscheinlich hätte er sie auch im Treppenhaus einholen und sie dort umbringen können. Doch stattdessen hatte er sie genau hierher getrieben – wie so ein dämliches Schaf in dieser Fernsehsendung mit den Farmern und den Collies.

Sie konnte es in seinem völlig nichtssagenden Gesicht sehen: Sie war genau dort, wo er sie haben wollen. Genau hier, in dieser weiten, hellen Halle, an der draußen die Menschen vorbeingingen.

»Sei gutes Muts«, sagte er. »Ich bin nicht wild.« Und obwohl er nicht laut sprach, schwoll seine Stimme an und füllte die Marmorlobby, sodass sie sanft von allen Seiten auf sie eindrang.

Der Mann steckte die Schlüssel in die Tasche und kam auf sie zu. Fast lässig, die Hand mit dem Messer schwang ganz locker neben seinem Körper, und seine halblauten Worte liebkosten sie wie ein Windhauch.

»Ich komme nicht, zu strafen.«

Sie fuhr herum und drosch mit den Fäusten gegen die Tür. Das Gebäude war neu, nichts klapperte, nichts gab

nach, und das herzlose Glas schluckte die Geräusche und rülpste nichts davon wieder hervor.

Layla holte so tief Atem wie seit jenem ersten Mal vor vierundzwanzig Jahren nicht mehr und schrie.

Es kam nur ein würgendes Quieken heraus, das wie eine dumme weiße Maus in der hallenden Lobby umherhuschte. Sie versuchte es noch einmal, doch ihre Kehle war so eng, dass kaum Luft hindurchkam, weder in die eine noch in die andere Richtung.

Plötzlich ertrank Layla in Furcht; sie presste den Rücken gegen das kalte Glas – anderthalb unendliche Zentimeter von dort entfernt, wo Menschen in Sicherheit waren – und wartete darauf, dass der Mann sie erreichte.

Er erreichte sie.

»Sollst sanft in meinen Armen schlafen«, murmelte er freundlich.

Bis zur allerletzten Sekunde glaubte Layla Martin nicht daran, dass sie ermordet werden würde – oder ermordet werden *könnte*. Sie wusste, dass *irgendetwas* sie retten würde.

Sie irrte sich.

Das Messer war eingedrungen, das Blut war herausgekommen und hatte die Hände des Mörders mit der Freude des Erschaffens gewärmt.

Zuerst hatte das Mädchen auf dem Boden gezappelt wie ein Fisch. Doch als sie erst einmal verstanden hatte, war sie zur Ruhe gekommen und so gestorben, wie sie sollte.

Wunderschön.

Hatte mit ihren dankbaren Augen in seinem Gesicht gesucht, bis diese zu Asche vergangen waren.

Und während sie sich verströmt und entleert hatte, hatte er sich gefüllt.

Zum ersten Mal seit langer Zeit hatte sein Herz wieder zu schlagen begonnen, und er hatte vor Erleichterung geweint.

Danke, hatte er dicht an ihrem blutverkrusteten Ohr geschluchzt. *Danke*.

Und er wusste, er würde das hier wieder tun.

Wollte es wieder tun.

Musste es wieder tun.

Freute sich darauf.

2. Kapitel

Eve Singer würgte ihr Frühstück in die strahlend weiße Toilette.

Toast mit Hefeaufstrich.

Sie kniete auf dem glänzenden schwarzen Boden und lehnte die Wange an die Toilettenschüssel, hielt sich dabei mit einer Hand das glatte dunkle Haar im Nacken zusammen. Und wartete ab, ob sie das chinesische Take-away von gestern Abend auch noch auskotzen würde. Während ihr Magen darüber nachdachte, starrte Eve dumpf die Worte unter dem Rand der Kloschüssel an: Armitage Shanks.

Gute Qualität.

Sie hatte sich schon in viele Toiletten übergeben, seit sie bei iWitness News angefangen hatte, und sie betrachtete Armitage Shanks als einen alten Freund – einen Trostspender, der ihren Kopf mit einer kühlen Porzellanhand stützte, während sie würgte und stöhnte. Dann gab es noch Mrs Twyfords und Dr Imperial und alle möglichen unbedeutenderen Marken, deren Namen sie im Laufe der Jahre vage registriert hatte, am heimeligsten jedoch fühlte sie sich, wenn sie sich in eine Armitage-Shanks-Kloschüssel übergab.

Als Fernsehreporterin über Verbrechen zu berichten war aufregend, aber beim Anblick von Blut wurde Eve schlecht. Und nach drei Jahren voller blutiger Tatorte hatte sie reich-

lich Gelegenheit gehabt, ihre Kotztechnik zu perfektionieren.

Der von heute war hammerhart.

Von der Oxford Street aus hatte sie überhaupt nichts sehen können, wegen des verspiegelten Glases. Also war sie, nachdem sie ihren Text vor der Kamera aufgesagt hatte, durch eine Seitentür hineingeschlüpft, die von einem ganz frischgebackenen Cop bewacht worden war. Der war ihrer Mischung aus Drohen und Schmeicheln nicht gewachsen gewesen – eine Technik, die ihr Kameramann Joe Ward als »dreicheln« bezeichnete.

Der Cop hatte sie hereingelassen, und beinahe wünschte Eve, er hätte es nicht getan.

Die Leiche war schon weggeschafft worden, aber das Blut allein hatte genügt.

Bevor ihr Magen sich umgestülpt hatte, hatte Eve die schiere, schockierende *Menge* Blut erfasst. Spritzer bis ganz oben an den Glaswänden und ein weiter, stiller rotbrauner See, als hätte jemand die junge Frau mit riesigen Händen gepackt und sie ausgequetscht wie eine Zahnpastatube, bis sie leer war. Und von dem einen Rand der Lache aus eine Spur aus roten Fußabdrücken, wo der Mörder dem roten See entstieg, auf trockenes Marmorland getreten und dann durch die Vordertür hinausgegangen war.

Eve würgte bei dieser Erinnerung abermals in die Kloschüssel, obwohl gar nichts mehr kam; dann legte sie keuchend die Stirn auf den Rand und versuchte, an Sternlicht und Ponys zu denken. Leicht war das nicht, wenn man in einem Ressort arbeitete, das bei allen außer der Personalabteilung »der Fleischwolf« hieß. Eine endlose Abfolge von Leichen, schwarzen Plastiksäcken und Blutflecken.

Sie war neunundzwanzig Jahre alt, an Tagen wie diesem jedoch fühlte sie sich wie vierzig. Schon jetzt hatte sie ein Magengeschwür, das sich in Momenten der Anspannung bemerkbar machte. Wahrscheinlich war es ein Magengeschwür. Sie hoffte, dass es eins war, sie hatte nämlich keine Zeit, das von einem Arzt genau abklären zu lassen.

»Alles okay?«

Eine Männerstimme vor der Tür.

Eve hob den Kopf gerade lange und hoch genug, um die Kraft zu finden, richtig genervt zu klingen.

»Hört sich's vielleicht *an*, als wäre alles okay?«

Wieder legte sie den Kopf auf den Toilettenrand und spürte, wie der kalte Schweiß in ihrem Nacken trocknete.

Dieser verdammte Guy Smith.

Sie hasste es, wenn andere ihre Überempfindlichkeit bemerkten. In diesem Geschäft musste man hart im Nehmen sein. Wenn man nicht hart im Nehmen war, wurde man zur Strecke gebracht wie ein verwundetes Gnu.

Besonders wenn man ein weibliches verwundetes Gnu war.

Eve spuckte aus, schaute in die Kloschüssel und zog eine Grimasse. Anscheinend hatte ihr Magen beschlossen, es gut sein zu lassen, also erhob sie sich langsam, spülte und öffnete dann die Tür der Kabine.

Guy Smith von News 24/7 betrachtete gerade kritisch seine Augenbrauen in einem Spiegel mit Showbusiness-Glühbirnen rundherum.

Eve spülte sich den Mund aus, wusch sich das Gesicht und rupfte ein Papierhandtuch aus dem Spender.

»Echt krank, wie?«, meinte Guy.

Eve warf einen flüchtigen Blick auf ihr Spiegelbild und

erwiderte dann scharf: »Irgendwas war mit dem Curry gestern Abend, das ist alles.«

Er grinste verschlagen und ruckte mit dem Daumen in Richtung Tür. »Nein, ich meine den, der das getan hat. Echt krank.«

Eve musterte ihn argwöhnisch. Sie traute Guy Smith nicht weiter, als sie ihn werfen könnte. Er war eitel wie eine Vierzehnjährige, und er log auch wie eine. Außerdem redete er ständig mit ihren Brüsten, als wären Titten die Fenster zur Seele. Sie knüllte das feuchte Handtuch zusammen und schmiss es in den Mülleimer.

»Was machen Sie hier, Guy?«

Er zuckte die Achseln. »Ist meines Wissens 'ne freie Welt.«

»Wissen Sie, das hier ist die Damentoilette.«

Guy leckte sich über den Daumen und strich eine widerpenstige Braue zurecht. »Sind Sie immer so empfindlich?«

»Ja.«

Sie klopfte sich ihre guten schwarzen Hosen an den Knien ab und ging hinaus, hoffte, ihn dort stehen lassen zu können.

Doch Guy folgte ihr durch den hinteren Teil der riesigen Lobby, die von Polizisten und Spurensicherungsteams bevölkert war. Inzwischen war es spät geworden, und die Lichter der Oxford Street glitzerten jenseits der gläsernen Wände.

Zwei Polizisten standen in ein Gespräch vertieft da und spiegelten sich in der dunkelroten Lache, in der das Opfer verblutet war. Einer von ihnen war Superintendent Huw Rees. Er hatte keine besonders hohe Meinung von Reportern, also hielten sie sich dicht an der Wand und verdrückten sich in geübtem Schweigen.

Draußen ging Guy weiter, Eve jedoch blieb kurz stehen, um den jungen Cop anzulächeln, der sie hineingelassen hatte. »Danke«, sagte sie. »Ich schulde Ihnen einen Drink.« Sie wühlte in ihrer Tasche. »Ich heiße Eve«, fügte sie hinzu, obwohl er das wahrscheinlich schon wusste. »Hier ist meine Karte.«

Es war eine gute Visitenkarte; sie hatte sie selbst entworfen. Schwarz mit weißer Schrift und einem einsamen Blutspritzer in der einen Ecke.

EVE SINGER

iWITNESS NEWS

CRIME CORRESPONDENT

»Danke«, sagte er.

»Hinten steht meine Handynummer drauf«, erläuterte Eve, »also behalten Sie die, für den Fall, dass Ihnen mal was Interessantes unterkommt.«

»Oh«, erwiderte er enthusiastisch, »ganz bestimmt.«

Sie wusste, dass er die Karte behalten würde. Das taten sie immer. Sie riefen sie auch immer an, und sie lud sie immer auf einen Drink ein, um ihnen klarzumachen, dass sie im Krieg gegen Verbrechen alle auf derselben Seite standen – und das reichte für gewöhnlich aus, damit sie die erste Person außerhalb der Polizei war, die sie anriefen, wenn irgendetwas Blutiges passierte. Ohne dieses Netzwerk aus Insidern, mit denen sie sich anzufreunden versuchte, hätte sie ihren Job nicht machen können. Polizisten und Rettungshelfer, Feuerwehrmänner und Angestellte der Rechtsmedizin und des Gerichts. Sie alle betrachtete Eve als ihr Sicherheitsnetz für all die Gelegenheiten, wenn sie freien Zugang brauchte, ein zugedrücktes Auge, ein konspiratives Zwinkern. Wenn sie einen *Vorsprung* brauchte.

Letzte Weihnachten hatte sie einer Rettungswagenfahrerin namens Mandy Flynn eine Flasche rosa Sekt gekauft, und heute hatte Mandy ihr den Namen der jungen Toten verraten. Bis heute Abend würde iWitness ein Foto von Layla Martin haben, während News 24/7 sie immer noch als »Vierundzwanzigjährige« bezeichnen würde, und Eves Job wäre gesichert.

Zumindest für ein paar weitere Tage.

Im Geist ging Eve die nächsten Stunden durch. Was erledigt, wer angerufen werden musste. Mrs Solomon stand immer zuerst auf der Liste. Vor Mitternacht würde Eve nicht zu Hause sein, und das hieß, dass sie das Doppelte fürs Aufpassen bezahlen musste.

Da war nichts zu machen. Mord war nun mal Mord.

Guy war wieder neben ihr aufgetaucht. »Wissen wir schon, wer sie ist?«, fragte er und verbesserte sich dann. »War.«

Eve zuckte lediglich die Schultern. Damit sie Erfolg hatte, musste Guy Smith scheitern. Eigentlich war das nicht ihre Art, aber so funktionierte ihre Welt eben, und sie alle verstanden das.

Es war halb sechs, und die Weihnachtsbeleuchtung über der Oxford Street ließ das Ganze wie einen Filmset aussehen. Ein sorgfältig ausgeleuchteter Thriller, in dem Massen neugieriger Leute auf dem Weg zum Einkaufen oder zu irgendwelchen Büropartys die Hälsen für einen flüchtigen Blick auf etwas reckten, das sie eigentlich gar nicht sehen wollten.

»Wollen wir uns ein Taxi teilen?«, fragte Guy. »Mein verdammter Linsenträger hat sich vom Acker gemacht.«

Damit meinte er, dass sein Kameramann ohne ihn gefah-

ren war. Joe war auch schon weg, aber das war in Ordnung; Eve drehte ihren Bericht immer, *bevor* sie sich übergab.

»Ich fahre nicht in Ihre Richtung«, erwiderte sie. Das stimmte, sie wollte zurück in die Redaktion und einen zweiten Layla-Martin-Beitrag schneiden, damit er für die Frühstücksfernsehen-Bulletins frisch wirkte.

»Na, vielleicht fahre ich ja in Ihre«, erwiderte er mit anzüglichem Augenzwinkern.

Eve fühlte sich nicht geschmeichelt. Guy Smith flirtete ohne Ansehen der Person. Dabei war sie nicht mal sein Typ. Seinen Typ hatte sie letztes Jahr bei der Fernsehpreis-Verleihung gesehen – ein kicherndes Teenie-Girl, das die Party nach der Verleihung sturzbetrunken mit den Schuhen in der Hand verlassen hatte.

Ein schwarzes Taxi hielt an, und Guy hielt einladend die Tür auf.

»Nacht«, sagte sie und ging unter den Lichtern der weihnachtlichen Straße davon.

3. Kapitel

Der zwanzigminütige Fußweg vom U-Bahnhof Osterley bis nach Hause führte Eve durch ruhige Straßen, die von Doppelhäusern gesäumt wurden. Eine Gegend, wo die Anwohner sich zusammentaten, um ihre alte rote Telefonzelle zu retten, jedoch niemals das Haus eines Nachbarn betraten. Die Bürgersteige waren freigeschaufelt und gestreut worden. Blinkende Lichterketten umrahmten die Fenster, an den Haustüren hingen Kränze aus Kiefernzapfen und an den Gartentoren Schilder mit der Aufschrift »Weihnachtsmann-Haltestelle!«. Zu Ostern würden es Häschen und Eier sein, zu Halloween Kürbisse.

Eine halbe Stunde in der U-Bahn, und sie war mitten in Narnia.

Nur eines passte nicht. Zwischen Tagesanbruch und elf Uhr abends wurde der Himmel über Isleworth alle zwei Minuten vom ohrenbetäubenden Brüllen eines Flugzeugs zerfetzt, das im Landeanflug auf Heathrow zuhielt – so tief und so langsam, dass Eve das Profil der Fahrwerkreifen erkennen konnte. Nach jedem Flugzeug verheilte die Stille wieder so vollkommen, dass das nächste stets ein neuerlicher Schock für die Sinne war. Wer sich hier ein Haus kaufte, gewöhnte sich schnell daran oder zog wieder weg. Die, die blieben, lernten, in einem wogenden Rhythmus zu

leben, wie Matrosen auf hoher See. Schließen tief und fest während jedes dröhnenden Überflugs, wurden aber wach, wenn ein Baby quäkte. Sie sprachen in lockeren Zwei-Minuten-Sequenzen, machten sich gar nicht erst die Mühe, die Stimme zu heben, um das Getöse zu übertönen, sondern hörten einfach mitten im Satz auf und setzten dann mit perfektem Timing genau da wieder ein, wo sie aufgehört hatten, oder sie vollendeten den Satz mit Pantomime und Lächeln. Die Jumbojets, die in aller Ruhe über ihre Dächer segelten, kaum höher als die Bäume, und mit ihren Tragflächen drei Straßenzüge überspannten, nahmen sie gar nicht mehr wahr. Wären die Flugzeuge kilometerweit von ihrem Bestimmungsort entfernt vom Himmel gestürzt, so hätten die Einwohner von Isleworth und Hounslow gemerkt, dass in ihrer Welt etwas Fundamentales fehlte – allerdings hätte es wohl eine Weile gedauert, bis sie darauf gekommen wären, was das sein könnte.

Doch der Mord an Layla Martin hatte den Rest eines langen Tages aufgesogen, und für heute war der Flugbetrieb in Heathrow schon lange eingestellt.

Ohne die über ihr vorbeidonnernden Flugzeuge war es unheimlich still. Eve fand das ein wenig beklemmend.

Beängstigend.

Ihre Ohren, an kurze, heftige Krachattacken gewöhnt, zuckten nervös in der Stille.

Deswegen hörte sie die Schritte auch schon von Weitem.

Sie waren hinter ihr, aber nicht in ihrer unmittelbaren Nähe, also drehte sie sich nicht um, um zu sehen, wer dort war. Bis nach Hause waren es nur noch fünf Minuten. Sie war hier schon tausendmal entlanggegangen. Dies hier war *ihre* Straße, dies hier waren *ihre* Nachbarn; nicht weit

voraus würde *ihre* Straßenlaterne stehen, *ihre* rote Telefonzelle.

Eve fühlte sich sicher.

Einigermaßen.

Sie ging ein wenig schneller und redete sich ein, dass sie das nur tat, weil sie endlich zu Hause sein wollte, im Warmen und weg von der eisigen Nacht. Dass es allein die kürzlich erlebte Nähe des gewaltsamen Todes war, die sie nervös machte.

Die Schritte hinter ihr wurden ebenfalls schneller.

Lauter. Energischer.

Kamen näher.

Viel näher.

Zu nahe, als dass Eve sich umdrehen und den Mann (*bestimmt* war es ein Mann, es war *immer* ein Mann) ansehen konnte, ohne dass es aussah, als hätte sie Angst. Warum sie nicht wollte, dass man ihr ansah, wie beklommen ihr zumute war, wusste sie nicht, aber es war so. Sie wollte so selbstsicher wirken, als wäre es ein Uhr mittags, als führen Autos vorbei, während junge Mütter mit Babykarren auf dem Weg zur Schule waren, um ihre Kinder abzuholen ... und nicht ein Uhr morgens, wenn alles schlief und die Straßenlaternen merkwürdige Schatten zwischen die parkenden Autos und hinter die Bäume warfen.

Sie ging noch ein bisschen schneller.

Und er auch.

Eves Herz pochte ganz tief unten im Hals.

Wenn der Mann nichts Böses im Schilde führte, dann würde er das doch ganz bestimmt nicht tun, nicht wahr? Er würde nicht in den frühen Morgenstunden so dicht hinter einer Frau hergehen, die allein unterwegs war, wenn er ihr

nicht zumindest Angst machen wollte. So blöd konnte doch niemand sein, oder? So ahnungslos.

Der wusste genau, was er tat.

Hundert Meter entfernt, von einer Straßenlaterne beleuchtet, konnte Eve die Hecke ihres Grundstücks sehen. Ungepflegt wölbte sie sich zwischen ihren ordentlich getrimmten Nachbarn hervor. Sie sollte sich eine elektrische Heckenschere zulegen. Oder einen Mann mit einer elektrischen Heckenschere.

Sie richtete den Blick fest auf den struppigen Liguster. Streckte sich im Geiste danach, während ihr hämmernder Herzschlag in Kehle und Kopf hinauf anschwell.

Die Schritte waren direkt hinter ihr. Er war ihr näher, als selbst ein Volltrottel es sein würde. Nahe genug, um die Hand auszustrecken, die Enden ihres Wollschals zu packen und sie rückwärts von den Beinen zu reißen ...

Nahe genug, um sie umzubringen.

Sie würde es nicht schaffen.

In einem grauenvollen Sekundenbruchteil rechnete der letzte Rest von Eves rationalem Verstand Winkel und Entfernungen aus und teilte ihr mit, dass sie ihre Hecke, ihr Gartentor, ihr Zuhause, ihre *Zukunft* nicht mehr erreichen würde.

Fast hätte sie bei dieser Gewissheit vor Entsetzen aufgeschrien.

Doch stattdessen drehte sie sich um und sprach ihren Mörder an.

»Entschuldigung.«

Der Mann blieb ruckartig stehen – sonst hätte er sie angerempelt. Er trug eine schwarze Jacke über einem Kapuzenpullover und einen dunklen Schal. Der Schal war um

seine untere Gesichtshälfte gewickelt, während die Kapuze einen Schatten über seine Augen warf.

»Darf ich Sie um einen Gefallen bitten?«, fragte Eve.

Ihr war vorher nicht klar gewesen, dass sie ihn ansprechen würde. Und trotzdem, da kamen Worte heraus! Aus ihrem Mund! Sie war schockiert darüber, wie ruhig sie klangen. Innerlich vibrierte sie vor Angst, ihre Stimme jedoch zitterte nicht, überschlug sich nicht. Es war eine Nachmittagsstimme voller vorbeigehender Mütter und hellen Tageslichts.

Irgendwie schaffte ihr Mund es sogar zu lächeln.

»Es laufen doch so viele Spinner herum ...«, meinte sie.

Die Worte hingen dort in der kalten Nachtluft.

Ein normaler Mensch würde irgendetwas erwidern. Würde lächeln oder nicken und ihr beipflichten, ja, es liefen wirklich jede Menge Spinner herum ...

Dieser Mann sagte nichts.

Eves Gehirn fühlte sich daraufhin wie Blei an, doch ihr Mund sprach weiter.

»Also«, fuhr sie fort, »würde es Ihnen etwas ausmachen, mich nach Hause zu bringen?«

Der Mann fuhr zusammen. Und das Licht der Straßenlaterne ließ ein Glitzern in seinen Augen aufzucken.

»Es ist gleich da hinten«, fuhr sie eilig fort, »und ich würde mich so viel sicherer fühlen, wenn Sie dabei wären.« Sie wusste nicht, wie sie auf diese bescheuerte Idee gekommen war, aber jetzt war sie heraus, und sie konnte sie nicht mehr zurücknehmen.

Einen Moment lang schien der Mann zu schwanken – erst zurück, dann nach vorn –, als würde er gleich weglaufen.

Oder sich auf sie stürzen.

Dann antwortete er, leise und durch den Schal gedämpft.
»Okay.«

Jede Faser ihres Körpers schrie ihr zu, sie solle ihm in die Eier treten und *abhauen* ... Doch stattdessen drehte sie sich halb um und lud ihn mit einem kleinen Neigen des Kopfes ein, neben ihr weiterzugehen.

Und nach einem Augenblick des Zögerns tat er das auch.

Schweigend gingen sie zusammen dahin. Vorbei an ihrer Telefonzelle, zu ihrer Straßenlaterne, ihrer wuchernden Hecke und – endlich – zu ihrer kleinen hölzernen Gartenpforte. Wie durch Zauberhand.

Eve öffnete die Pforte, schlüpfte hinein und drehte sich herum, um sie zu schließen, alles mit einer einzigen raschen Bewegung.

Sie ließ den Riegel einschnappen und wandte sich dann atemlos vor Angst an ihren Begleiter.

Er war einfach nur ... *da*. Rührte sich überhaupt nicht.

»Vielen Dank«, sagte sie. »Das war sehr nett von Ihnen.«

Er zögerte. Und dann nickte er ein wenig und sagte: »Ja.«

»Also dann, gute Nacht«, sagte sie.

Er schwieg.

»Und fröhliche Weihnachten«, fügte sie hinzu.

Er schwieg.

Eve holte tief Luft und zwang sich, dem Mann den Rücken zuzukehren wie ein ganz normaler Mensch, der überhaupt keine Angst hat.

Gänsehaut prickelte, während sie im Flugzeuggebrüll ihrer eigenen Furcht den Weg hinaufeilte, und sie ballte die Faust um den Schlüsselbund in ihrer Tasche – der Vierkant-schlüssel ragte zwischen den ersten beiden Fingern hervor, bereit, zu stechen und zu reißen.

Sie hörte die Pforte quietschen, spürte, wie er hindurchstürmte, wappnete sich gegen den Stoß und den Fall auf den betonierten Weg. Schon konnte sie fühlen, wie ihre Stirn auf dem Boden aufschlug, konnte das Gewicht des Mörders auf ihrem Rücken spüren, den Geruch der harten Erde und des kalten Unkrauts unter ihrer Wange riechen.

Die Schlüssel fest in der Faust, fuhr sie herum.

Voller Todesangst und Mordbereitschaft.

Der Mann war verschwunden.

4. Kapitel

Eve schlüpfte ins Haus und drückte sich wie ein Gecko gegen die Haustür, als reichten der Schlüssel und der Riegel nicht aus, um sie geschlossen zu halten. Ihr Atem fauchte in kurzen, zittrigen Stößen gegen das Holz, und sie konnte ihre Beine nicht spüren.

Aus dem Wohnzimmer drang das Geräusch des Fernsehers. Dämliche Musik einer Sitcom, die zum Lachen aufforderte. Eine gute Minute lang lauschte sie darauf, wie das Herz in ihrer Brust dröhnte. Dann schob sie sich langsam von der Tür weg. Sie war zu Hause. Sie war in Sicherheit.

Und da *waren* ja ihre Beine ...

Jetzt, da es vorbei war, kam sie sich ziemlich albern vor. Sie kicherte.

Der arme Kerl! Bestimmt hatte sie ihm einen Scheißschrecken eingejagt, als sie zu ihm herumgefahren war und verlangt hatte, dass er sie nach Hause bringen sollte! Kein Wunder, dass er sich so schnell vom Acker gemacht hatte. Sie war echt verrückt!

Noch einmal kicherte Eve – noch immer etwas zittrig, aber sie fing sich allmählich wieder.

Sie legte Schal, Handschuhe und Mantel ab, während die Furcht sich langsam in die letzten Winkel ihres Seins verflüchtigte, dann ging sie ins Wohnzimmer.

Mrs Solomon saß auf dem Sofa und strickte irgendetwas Blaues, Formloses. Sie war eine massige Frau mit ersten Anzeichen eines Fu-Manchu-Schnurrbarts und dicken Armen mit weicher weißer Haut, als wäre sie aus rohem Teig gemacht, zum Fertigbacken.

»Hi«, sagte Eve leise. »Schläft er?«

»Jetzt schon«, antwortete Mrs Solomon bedeutungsvoll. Das sollte heißen, dass sie sich *jeden Penny* ihres Betreuungshonorars verdient hatte und Eve daher nicht kleinlich sein durfte und die vollen zwei Stunden nach Mitternacht bezahlen musste, auch wenn es jetzt erst fünf nach war.

Eve war nicht kleinlich. Sie war viel zu müde, um kleinlich zu sein. Sie bedankte sich nur bei Mrs Solomon und bezahlte sie – und öffnete ihr die Tür. Dabei trat sie vorsichtig einen Schritt zurück, doch dort war niemand. Kein Wahnsinniger wartete mit einer Axt darauf, Mrs Solomon in Stücke zu hacken und dann im Haus Amok zu laufen.

Natürlich war da niemand! Der Mann, der sie nach Hause gebracht hatte, war vollkommen harmlos gewesen. Völlig normal. *Sie* hatte sich wie eine Irre aufgeführt!

Der Mord an Layla Martin hatte ihr wirklich zugesetzt.

Trotzdem verriegelte sie die Tür hinter Mrs Solomon. Dann drehte sie den Thermostat herunter und trank ein Glas eiskaltes Wasser, so dass ihr die Finger kribbelten.

Sie hob ihren Hamster Munchkin aus seinem Käfig im Wohnzimmer, um ihm Gute Nacht zu sagen. Seine Schnurrhaare bebten an ihrer Wange, und sobald sie ihn wieder hineinsetzte, stürzte er sich in sein Laufrad, als wäre es ein Fluchtauto. Eve machte das Licht aus, ging nach oben und hörte dabei das ganz leise Quietschen einer wilden Flucht nirgendwohin.

Sie ging ins Zimmer ihres Vaters und schaute auf ihn hinab.

Er war so *klein* geworden.

Duncan Singer war ein stämmiger Mann gewesen. Nicht dick, aber *voll*. Voller Leben und Großzügigkeit und lustiger Geschichten.

Jetzt jedoch schrumpfte er. Seine alten Sachen verschluckten ihn fast, und seine neuen hatten Kindergröße L.

Er lag auf dem Rücken und hatte die Lippen ein wenig geöffnet, obgleich er nicht schnarchte.

Nur ganz tief einatmete.

Und ganz lang wieder ausatmete.

Falten zogen sich senkrecht über sein Gesicht, verdrängten allmählich die fröhlichen Krähenfüße um seine Augen. Sein Haar wurde immer dünner und grauer, genau wie seine Haut.

Er war fünfundfünfzig und sah aus wie siebzig.

Die Bettgitter waren hochgeklappt. Herausgefallen war er noch nie, aber er hatte angefangen, nachts herumzulaufen. Die hochgeklappten Gitter sollten ihm das erschweren, nicht mehr, aber bisher hatte es funktioniert.

Eve setzte sich.

Obwohl sie ihren Vater nicht wecken wollte, nahm sie seine Hand.

Seine Hände waren nicht geschrumpft. Sie fühlten sich genauso an wie immer – große, raue Handwerkerhände. Es waren Hände, die neue Leitungen gelegt, aufgeschlagene Knie abgetupft, Biergläser gehoben und Stöckchen für Hunde geworfen hatten. Jetzt waren es Hände, die Löffel fallen ließen und Hosen nicht zuknöpfen konnten.

Nie konnte Eve seine Hände ansehen, ohne daran zu den-

ken, wie diese ihr das Haar aus den Augen gestrichen hatten, als sie sieben Jahre alt gewesen war und *solche Angst* vor dem Beanbag-Wettlauf beim Schulsportfest gehabt hatte. Davor, dass sie zu langsam laufen und Letzte werden könnte. Dass sie zu schnell laufen und hinfallen, dass sie mit ihrem Bohnensäckchen den Eimer verfehlen könnte. Vor allem und ganz besonders aber vorm Sterben, denn das hatte ihre Mutter gerade erst getan, vor ein paar Monaten, und sie alle von dieser jähen Sterblichkeit traumatisiert zurückgelassen ...

Als der Beanbag-Wettlauf über die Lautsprecher angekündigt worden war, hatte Eve sich vor Anspannung in Tränen hineingesteigert.

Die Hände ihres Vaters hatten dafür gesorgt, dass sie wieder sehen konnte, sie hatten ihr die Nase geputzt, und dann hatte er gesagt: *Du brauchst ja nicht zu gewinnen, Evie. Lauf einfach nur immer weiter bis zum Schluss.*

Es war eine Offenbarung. Er erwartete nicht, dass sie gewann, und es machte ihm nichts aus, wenn sie verlor. Zum ersten Mal hatte Eve begriffen, dass der Ausgang des Wettlaufs nichts an seiner Liebe zu ihr oder an ihrem eigenen grundlegenden Wert ändern konnte. Und sie hatte genickt – beruhigt von der Einfachheit der Aufgabe, die vor ihr lag.

Immer weiterlaufen, das konnte doch jeder – sogar sie.

Und dann war sie *so schnell* gelaufen und war nicht gestolpert, und das blaue Bohnensäckchen war *genau* in den roten Eimer geplumpst, und sie hatte ganz schnell kehrtgemacht und war zurückgerannt, schweigend, nur mit ihrem keuchenden Atem als Gesellschaft.

Sie hatte sich nicht getraut, nach hinten zu schauen – hatte Angst davor gehabt zu sehen, wie die anderen Kinder sie einholten.

Stattdessen war sie immer weiter gelaufen – direkt auf die offenen Arme ihres Vaters zu –, bis sie gewonnen hatte. Und Duncan Singer hatte sie in den Sonnenschein über den Gänseblümchen und den schnurgeraden weißen Kreidelinien gehoben. Hatte sie mit eben diesen großen, rauen Händen in die Luft gehoben.

Es war zu ihrem Familienmotto geworden.

Lauf einfach immer weiter.

Das war es, was sie alle in den Monaten nach Maggie Singers Tod getan hatten. Und all die Jahre danach. Nicht weil sie wussten, *wohin* sie liefen oder *warum*, sondern weil es keine Alternative gab, außer ...

Stehen zu bleiben.

Duncan hatte weitergearbeitet, hatte sie weiter versorgt, hatte ihnen weiter ein Zuhause und ein Leben geboten. Ihr jüngerer Bruder Stuart war so gut im Weiterlaufen gewesen, dass Eve ihn seit zwei Jahren nicht mehr gesehen hatte. Er wohnte in Aberdeen, arbeitete auf den Bohrinseln und hatte eine Freundin, die sie nie kennengelernt hatte. Rachel oder Ruby. Oder irgendwas anderes mit R.

Eve war einfach weitergelaufen, bis sie den Job bei iWitness News an Land gezogen hatte, während die meisten ihrer Altersgenossen sich noch beim Lokalradio abstrampelten. Als sie es ihrem Vater erzählt hatte, hatte er sie umarmt und hochgehoben, wie damals auf dem Sportfest, und gesagt: »Noddy und Onkel Willi!«

Eve hatte gelacht und gefragt, was er damit meine. Als er sie nur verständnislos angesehen hatte, hatte sie wiederholt, was er gesagt hatte, und er hatte ebenfalls gelacht und geantwortet: »Hab keinen verdammten Schimmer!«

Damals hatten sie das komisch gefunden.

Damals war ein anderes Land ...

Innerhalb desselben Jahres hatte sie ihre Wohnung in Camden mit dem Blick auf den Kanal und der paradoxen Einrichtung aufgegeben und war wieder in das Haus ihrer Kindheit gezogen, von dem sie geglaubt hatte, sie hätte es für immer verlassen. Zuerst hatte sie das verdrossen, jetzt jedoch – drei Jahre später – hatte sie sich damit abgefunden. Gelegentlich war es sogar ein Trost. Wenn sie zwischen Popstars und Teddybären aufwachte, war sie manchmal wieder vierzehn.

Doch wenn sie ins Bett ging, war sie immer alt.

Eve stand auf, faltete die alte karierte Woldecke am Fußende des Bettes auseinander und zog sie hoch, damit die Arme ihres Vaters nicht kalt wurden.

Die Decke war ein Familienerbstück. Sie hatten sie schon seit Jahren. Schon ihr Geruch brachte sonnige Kindheits-erinnerungen zurück.

Sie hatten einen sehr alten Triumph mit braunen Ledersitzen gehabt, die ganz leicht nach hinten geneigt waren, so dass sie sich sicher gefühlt hatte, wenn sie gemütlich unter der Decke lag, während ihr Vater »ihr« Lied sang. Sie konnte sich nur noch vage daran erinnern:

There were birds in the sky ...

Eve wünschte, sie wäre wieder ein Kind und schliefe auf dem Rücksitz; das rissige Leder unter ihrer Wange, die Hand ihrer Mutter auf ihrer Schulter, während ihr Vater fuhr – *wohin?* Wer wusste das schon? Es spielte keine Rolle. Er bestimmte und würde dafür sorgen, dass ihnen allen nichts passierte, bis sie dort ankamen.

Seit er krank geworden war, hatte sie sich nicht mehr sicher und geborgen gefühlt, und sie vermisste dieses Gefühl wie ein verlorenes Bein.

»Ich hab dich lieb, Dad«, flüsterte sie.

Die Augen ihres Vaters flatterten und öffneten sich, und einen Moment lang lächelte er sie an.

Als wüsste er, wer sie war.



Belinda Bauer

Der Tod so nah

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 448 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-48835-3

Goldmann

Erscheinungstermin: Oktober 2018

Eve Singer braucht den Tod. Als Reporterin für eine »True Crime«-Sendung kann sie gar nicht schnell und nah genug an Mordopfer herankommen. Ihr Publikum lechzt nach immer neuen, immer blutigeren Reportagen. Aber die Konkurrenz schläft nicht, und Eve muss aufpassen, dass andere ihr nicht am Tatort zuvorkommen. Als ein Serienkiller sie kontaktiert und einlädt, die erste am Schauplatz seiner nächsten Taten zu sein, kann sie nicht widerstehen. Doch sie lässt sich auf ein gefährliches und unmoralisches Spiel ein, dessen Regeln nur der Mörder bestimmt ...



[Der Titel im Katalog](#)